Georg Langenhorst

»Schöpfungsfromm?«

Religion im Werk von Hans Magnus Enzensberger

»Zorniger junger Mann«[1] – Alfred Andersch *hatte ihn 1958 mit diesem Etikett versehen und freudig auf dem deutschen literarischen Nachkriegsmarkt begrüßt. Und ein »angry young man« ist er geblieben, auch wenn er im Herbst des Jahres 2005 76 Jahre alt geworden ist. Eine zentrale Figur der deutschen Kulturszene vor und hinter den Kulissen, rätselhaft dem Zeitgeist immer ein wenig voraus. Ein scharfer und unversöhnlicher Gesellschaftskritiker in den späten 50er Jahren; in den 60ern ein führender Kopf der Neuen Linken, bevor diese sich gesellschaftlich etablierte; in den 70ern ein Vordenker der Alternativbewegungen – wenn es einen Schriftsteller in der Bundesrepublik Deutschland gibt, der ein seismographisches Gespür für aufbrechende gesellschaftliche Veränderungen hat, dann er, Hans Magnus Enzensberger (*1929). »Ich bin ganz gern asynchron«*[2]*, verriet er in einem Interview aus dem Jahre 1979.*

Asynchron, dem Mainstream seiner jeweiligen Zeit voraus, Nonkonformität als Markenzeichen, Verkörperung des deutschen Vorzeigeintellektuellen schlechthin, ein homme de lettres, *ein* poeta doctus *– sicherlich werden auch solche an ihn geheftete Etiketten dem Menschen Hans Magnus Enzensberger immer nur zum Teil gerecht. Ein Lyriker, Dramatiker und Hörspielautor, ein politischer Schriftsteller, aber auch ein Kinderbuchautor, der Herausgeber des legendären »Kursbuch« und Verleger der »Anderen Bibliothek«, ein Übersetzer und Kritiker, ein Romancier … er lässt sich nicht in leicht fassliche Schablonen pressen, der vielfach ausgezeichnete Büchner-Preisträger des Jahres 1963. Viele Aspekte von Biographie und Werk dieser schillernden Persönlichkeit wurden erforscht. Nur eines blieb bislang seltsam unbeleuchtet: die religiöse Dimension. Betriebsblindheit der Mehrzahl in Kritik und Literaturwissenschaft? Ideologisch bestimmte Ausblendung? Anlass genug jedenfalls, Enzensbergers Werk unter dieser Perspektive näher zu untersuchen, im Bewusstsein, im Lichte dieses Scheinwerfers hier zentrale andere Aspekte in den Schatten tauchen zu müssen.*

1. Religion bei Enzensberger? Spurensuche

Enzensberger wächst in einem katholisch-kleinbürgerlichen Elternhaus auf, das den Nationalsozialisten weitgehend kritisch gegenübersteht. Zwar steht diese Welt des Katholizismus später für ihn für konservativ-bürgerliche Provinzialiät, welche Tiefenspuren sie aber vor allem in der Vermittlung der strenggläubigen und frommen Mutter langfristig hinterlässt, ist noch nicht genauer untersucht worden. Fest steht, dass sich der zornige junge Mann in der Nachkriegszeit abwenden wird von der Welt der ererbten Religion, auch wenn er seine literaturwissenschaftliche Dissertation in Erlangen 1955 ausgerechnet dem spätromantischen katholischen Rekonvertit Clemens Brentano widmen sollte. Institutionalisierte Religion steht fortan für eine überkommene Phase, ihre Angebote haben mit den Fragen der Gegenwart nichts mehr zu tun. Beerbbar ist sie – wie bei den zwei großen Vorbildern Heine[3] und Brecht[4] – vor allem als Sprachfundus, als Quelle für kreative Anstöße auf der Suche nach unverbrauchter, provokativer, zu neuen Sinnkonstellationen transformierter Sprache. So ziehen sich biblische Motive (vor allem: Sintflut und Apokalypse) und kirchlich-traditionelle Sprachspuren (etwa: Hymnus, Litanei) quer durch sein Werk.

Doch nicht diesen allgemeinen Sprachspuren soll unsere Aufmerksamkeit gelten. Spannend zu beobachten ist vor allem, dass es in Verbindung damit auch Phasen intensiver inhaltlicher Beschäftigung mit den Fragen von Religion und Philosophie im Werk Enzensber-

gers gibt. Vor allem das »Spätwerk«, die Lyrik der letzten 10 Jahre ist zentral von diesem Zug geprägt. Ihm soll unser Hauptaugenmerk gelten. Weitgehend unbemerkt gab es freilich bereits zuvor eine kurze Phase in Enzensbergers Frühwerk, welche die spätere Hinwendung vorausnimmt und bis hin in die Form- und Sprachwahl einen Bogen über 35 Jahre schlägt. In einem kaum rezipierten Aufsatz im »Merkur« hatte Kurt Oppens 1963 von einem »pessimistischen Deismus«[5] im Werk Enzensbergers geschrieben. Als »Fremdbrötler der Schöpfung« knüpfe er an der »via negationis als einen Weg zu Gott« an. Denn tatsächlich: Vor allem im Gedichtband »Landessprache«[6] von 1960 findet sich – so Enzensbergers Biograph Jörg Lau viel später im Jahre 1999 – ein »nicht unbeträchtlicher Bodensatz von Theologie«[7]. Einer Theologie freilich, die von der Annahme der als sicher vorausgesetzten Existenz Gottes Abschied genommen hat. Die Sehnsucht nach Erlösung, nach Affirmation ist geblieben, der Blick geht hinauf in den Himmel, kehrt sich aber ohne Antwort auf die Erde zurück. »Die Schöpfung nimmt nicht mehr/von uns Notiz«[8], heißt es resignierend in dem Gedicht »Ich, der Präsident und die Biber«. So bleibt eine »Ode an Niemand«, in welcher die religiösen Sprachformen beerbt und weitergeführt werden, gerichtet jedoch eben an »Niemand«. So wird zwar noch einmal ein Schöpfungslob angestimmt, doch es trägt den ironischen Titel »Ehre sei der Sellerie«: »Gepriesen sei die friedliche Milch,/ Ruhm dem Uhu, er weiß wie er heißt/und fürchtet sich nicht«[9]...

Derartige Reflexionen werden in den folgenden Jahren und Jahrzehnten in den Hintergrund gedrängt. Erst mit dem Gedichtband »Kiosk« (1995) erhalten sie neue Bedeutung, die fortan ständig zunimmt. Die Anknüpfungen und Verbindungen über die Jahre hinweg werden im Blick auf eine zentrale Bildwelt deutlich, die zunächst näher betrachtet werden soll: die Rede vom Himmel. Hier wird eindrücklich deutlich, dass es – so Enzensberger einmal selbst – in seinem Werk mitunter »eine Kontinuität« gibt, »von der ich gar nichts ahnte«[10].

2. Sehnsuchts-Chiffre »Himmel«

Der breit belegte Einsatz von Himmelsmetaphorik[11] im Werk von Enzensberger beginnt erneut im Band »Landesssprache«. Vor allem in dem langen Gedichtzyklus »Gewimmer und Firmament«[12] wird dabei mit Bildern des Himmels gespielt. Der Gedichtsprecher stellt sich vor als jemand, der sich »unter dem Himmel hindurchzwängt« auf der Suche nach »etwas zu loben mit starker Stimme auf Erden«. Als solcher beschreibt er zunächst lang und breit das Elend der Welt als tausendfaches »Gewimmer«. Dann jedoch wendet sich sein Blick nach oben und das Gedicht erhält seine Spannung aus dieser Konfrontation von »oben« und »unten«.

Euch zulieb,
die wir sein werden, wende ich meinen Blick
und betrachte was uns nicht betrachtet,
geschweige denn wimmert:
das Firmament.

Das keinen Namen hat, das sich nicht Firmament
nennt,
das Firmament, den zahllosen Himmel,
aus dem die Zahlen entspringen, ihn,
kein Ding, keine Seele, ihn
(...)
den Himmel,
der am Himmel ist und sonst nichts,
den ich betrachte,
der mich nicht betrachtet,
den ich betrachte,

ich lobe
(...)
ich lobe den Himmel.

Der Himmel ist leer geräumt: Da ist niemand, den wir sehen oder der uns sieht; dieser Himmel ist nur er selbst »und sonst nichts«. Doch überraschender Gegenzug: Trotzdem und gerade so kann man ihn loben, nicht im Sinne zynischer Absage, sondern ehrfürchtigen Staunens vor einem Firmament, das so ist, wie es ist.

Knapp vierzig Jahre später nimmt Enzensberger die von ihm als Dreißigjährigem gelegten Spuren wieder auf, ändert ihre Sinngebung jedoch um entscheidende Nuancen. Das wird vor allem in seinen beiden bis dato

letzten Gedichtbänden deutlich, die einerseits als »Meditationen« verfasst sind, andererseits dazu erneut bewusst das weite Feld der Himmelsmetaphorik schon in den Titel aufnehmen: »Leichter als Luft (1999); »Die Geschichte der Wolken« (2003). Wenige Passagen aus dem diesem letzten Band den Titel gebenden Zyklus[13] sollen die Art dieser meditativ-lyrischen Besinnung verdeutlichen. Wofür stehen sie, die Wolken?

So wie sie auftauchen, über Nacht
Oder aus heiterem Himmel,
kann man kaum behaupten, dass sie geboren
werden.
(...)
Gegen Stress, Kummer, Eifersucht, Depression
Empfiehlt sich die Betrachtung der Wolken.
(...)
Ja, es empfiehlt sich, bei Müdigkeit, Wut und
Verzweiflung, die Augen
gen Himmel zu wenden.
(...)
Eine Spezies,
vergänglich, doch älter als unsereiner.
Nur dass sie uns überleben wird
um ein paar Millionen Jahre
hin oder her, steht fest.

Der meditierende Blick zu den Wolken wird zum Nachdenken über Vergänglichkeit, gleichzeitig aber auch zur Relativierung des Alltags. Es »empfiehlt sich, die Augen gen Himmel zu wenden« – das ist zunächst als tröstlicher, heilender und demütiger Blick auf die Wolken ganz materialistisch-irdisch zu verstehen. In der Metaphorik schwingt jedoch eine Anspielung auf die alte religiöse Dimension der Himmelsrede mit, ohne eindeutig oder aufgelöst zu werden. Die Rede vom Himmel findet ihren Ort auch hier nicht im Kontext eines – unwiederbringlich verloren gegangenen – personalen Gottesglaubens, wohl aber neu im Kontext eines ernsthaften und sehnsuchtsvollen Nachdenkens über die Möglichkeit von Transzendenz.

3. Schöpfungsdank

Von der 1960 von Enzensberger benannten Sehnsucht »etwas zu loben« war oben schon die Rede. Doch mehr als Lob ist der Dank. Niemand mehr da, dem man noch Oden widmen kann. Nur »Sellerie« und »Uhu« als Adressat von Ehrbezeugung. Doch wer oder was nimmt Dank entgegen, Dank für ein im Rückblick betrachtet eben doch auch verdanktes Leben? Dieser Frage widmet sich ein Schlüsselgedicht aus der 1995 erschienenen Gedichtsammlung »Kiosk«[14].

Empfänger unbekannt –
Retour à l'expéditeur

Vielen Dank für die Wolken.
Vielen Dank für das Wohltemperierte Klavier
und, warum nicht, für die warmen Winterstiefel.
Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn
und für allerhand andre verborgne Organe,
für die Luft, und natürlich für den Bordeaux.
Herzlichen Dank dafür, dass mir das Feuerzeug
nicht ausgeht,
und die Begierde, und das Bedauern, das
inständige Bedauern.
Vielen Dank für die vier Jahreszeiten,
für die Zahl e und für das Koffein,
und natürlich für die Erdbeeren auf dem Teller,
gemalt von Chardin, sowie für den Schlaf,
für den Schlaf ganz besonders,
und, damit ich es nicht vergesse,
für den Anfang und das Ende
und die paar Minuten dazwischen
inständigen Dank,
meinetwegen für die Wühlmäuse draußen
im Garten auch.

Was ist das für ein Gedichttext, was für ein »Dankgebet von gedämpfter Hymnik«[15]? Doch das Zeugnis einer zynisch-ironischen Zurückweisung des christlichen Dankgebets, ein Sich-Lustig-Machen über naive Gläubige, die in der längst durchschauten und überholten Illusion verharren, zu Gott zu beten? Eine solche Lesart des Gedichts scheint mir weder dem Text noch seinem Verfasser gerecht zu werden. Tatsächlich handelt es sich bei diesem Gedicht um ein ironisches literarisches Spiel mit der Tradition des – fast schon kindlich strukturierten – Dankgebetes, doch handelt es sich um eine Ironie, die das Gesagte einerseits hinterfragt, andererseits aber bestehen lässt. Von dieser Doppelbödigkeit lebt der Text. Indem Enzensberger sein lyrisches Ich einerseits all das aufzählen lässt, was sein einfaches Alltagsleben lebenswert macht – Mu-

sik, Wein, Kaffee, Tabak, Kunst, den Körper, das Leben, den Schlaf; andererseits aber auch das anführt, was eher zufällig zu diesem Alltag gehört – Wolken, Luft, die Wühlmäuse – schließt er sich scheinbar der klassischen Gebetstradition des Schöpfungs- und darin des Schöpferlobs an. Über den quasi mündlichen Duktus durch die Einfügung von Sprachfüllseln wie »warum nicht«, »und natürlich«, »damit ich es nicht vergesse«, »meinetwegen« wird der Eindruck von Spontaneität und Authentizität erweckt. Gerade dieser Sprachduktus knüpft direkt an »Ehre sei der Sellerie« an von 1960. Auch dort heißt es beispielsweise: »der Dotter, das Brom, warum nicht,/und meinetwegen der Blitz, ja«.

Diese literarische Anknüpfung an spontan formulierte Sprechsprache erfolgt jedoch hier wie dort mit genau kalkulierter Strategie. Tatsächlich ist das Gedicht ganz bewusst durchkomponiert, orientiert an der Steigerung vom »vielen Dank« über den »herzlichen Dank« zum abschließenden »inständigen Dank«. Die doppelbödige Überschrift sowie einzelne Textverweise im Gedicht sorgen dafür, dass die Tradition des Gebets gleichzeitig bestätigt wie zurückgewiesen wird. Zwei Begriffe werden aus dem wie zufälligen Duktus der aufgerufenen Topoi durch unterstreichende Wiederholung herausgehoben: das »Bedauern« sowie der »Schlaf«. Die nicht näher erläuterte Kategorie des »inständigen Bedauerns« sprengt die betrachteten Gegenstände der Dingwelt oder der sinnlichen Wahrnehmung. Und der Schlaf – traditionell ein Motiv, das immer auch die Assoziation von »Tod« aufrufen kann – macht die Wahrnehmung der aufgezählten Topoi gerade unmöglich. Die Zeit zwischen »Anfang und Ende« – erneut ein Verweis auf christliche Sprachtradition – ist also keineswegs nur von leichthin sinnlich genossener Lebensfreude geprägt, sondern von Reflexion auf ihre Bedingungen und Grenzen. Der Dank für Bedauern und Schlaf nimmt dem Gedicht den scheinbar leichten oder gar oberflächlichen Ton, bestätigt so eher die Tradition des christlichen Gebets.

Zurückgewiesen oder zumindest in Frage gestellt wird diese Tradition jedoch durch den zweiteiligen Titel des Gedichts. Der Empfänger – im klassischen Dankgebet Gott – ist unbekannt. Genau zu beachten: Unbekannt steht hier, nicht etwa: nicht existent. Auch heißt es nicht mehr »Ode an Niemand«, wie noch 1960. Das Gedicht von 1995 ist viel offener: »Empfänger *unbekannt*«. Der Dichter greift dabei die Sprachfloskeln des Postwesens auf. Denn was passiert mit Briefsendungen, deren Empfänger unbekannt ist? – Sie werden zurückgeschickt an den Absender, genau das unterstreicht der auf Französisch angefügte Untertitel. Warum auf Französisch? – Ist das eine Anspielung auf die im Gedichttext geschilderten Bedingungen eines »Lebens wie Gott in Frankreich«, auf das mit dem Bordeaux und dem Bild des französischen Stillebenmalers Jean-Baptist Siméon Chardin (1699–1779) zusätzlich angespielt wird? Die Frage bleibt ungeklärt.

Entscheidend: Das Gesprochene wird durch die Überschrift vom vermeintlichen Dialog zum Monolog, bleibt aber auch so sagbar. Der aus dem Religiösen entlehnte Gestus der Dankbarkeit kann ausgesagt werden aus der Annahme, es gäbe den Empfänger, selbst wenn diese Annahme durch die Rückweisung nicht bestätigt wird. Der Kontakt ist auf diesem Weg nicht herstellbar, das scheint gewiss. Möglicherweise verbirgt sich in dieser Doppelbödigkeit sogar die Sehnsucht, es gäbe den Adressaten doch und er ließe sich vielleicht ja doch, wenn auch auf andere, uns unbekannte Weise erreichen? Das poetische Verfahren Enzensbergers lebt jedenfalls – so Rainer Nägele ganz zu Recht – »von der Spannung, die entsteht, wo der Anspruch auf Loben« und Danken »aufrechterhalten bleibt, ohne sich dem zu entziehen, was ihm den Weg verstellt«[16].

Enzensbergers Biograph Jörg Lau erkennt gerade auch im Blick auf dieses Gedicht ein »zögerndes Geöffnetsein« für »letzte Dinge und letzte Fragen«. Enzensberger sei zwar »ungläubig geblieben«, aber »fromm ist er gleichwohl geworden, weltfromm, schöpfungsfromm«[17]. Eine Spiritualität der Schöpfungsfrömmigkeit, die nichts mit einer personalen Gottesvorstellung der abrahamitischen

Religionen gemein haben muss? Darauf weist auch die – zunächst rätselhafte – »Zahl e« hin, die ja in den Kanon der Dankesgründe aufgenommen wird. Diese, die eulersche Zahl mit dem Wert 2,718..., ist die Basis der natürlichen Logarithmen und der Exponentialfunktion. Verschiedenartigste Abläufe in der Natur führen immer wieder auf gerade diese Zahl zurück. In Forschungen Mitte der 90er Jahre hat man herausgefunden, dass bei nur geringsten Abweichungen von diesem Zahlenwert die Grundabläufe des Lebens unmöglich wären ... Schöpfungsfrömmigkeit angesichts der Rätsel der Natur, die vor uns da war und uns überleben wird?

Ist es erlaubt, Ausführungen von Enzensberger aus dem Jahre 2001, die einem Nachruf auf den Freund und Wegbegleiter Karl Markus Michel entnommen sind, auch implizit als eine Selbstaussage zu deuten, wenn er schreibt: »Nur ein Aufklärer kann vielleicht ermessen, wie unwiderstehlich die Religion im Zeitalter ihrer Säkularisierung geblieben ist, und nur ein Ungläubiger weiß zu würdigen, wie tief das Bedürfnis, zu glauben, in der Moderne wurzelt.«[18] Unwiderstehlichkeit der Religion; Bedürfnis zu glauben, gerade auch für »Aufklärer und Ungläubige« – sind das mögliche Deuteschlüssel für das Gedicht? Da es nicht darum gehen darf, Enzensberger intentionswidrig zu vereinnahmen, belassen wir es mit Andeutungen von Möglichkeiten und Fragezeichen. Die Kritik jedenfalls hat diese neue und gleichzeitig alte Dimension im Werk Enzensbergers weitgehend übersehen. Und wo diese Wendung zu »einer Art gottlosen Theologie«[19] (Ulrich Greiner in der ZEIT) bemerkt wurde, da rief sie Verwirrung hervor: »Ja, darf er denn das?«[20], fragt Joachim Kaiser in der Süddeutschen Zeitung.

4. Wider das Religionstabu

Dass sich Enzensberger selbst zumindest den Fragen der Religion, ja sogar der Theologie neu zuwendet, wird jedoch offensichtlich. »Vom Leben nach dem Tode« kann nun ein Gedicht im Band »Kiosk« betitelt sein, ein anderes »Die Grablegung«. »Gnade« wird als »auch so ein Fremdwort« aufgerufen, »selten zu hören«, und »ein wenig Grazie wäre mir schon genug«[21]. In keinem Fall handelt es sich dabei jedoch um eine Rückkehr zu christlichen Vorstellungen. Wohl aber um neue strukturelle Parallelen. »Wissenschaftliche Theologie«[22] heißt ein Gedicht aus dem Band »Leichter als Luft«, in dem die Nichtigkeit unserer Existenz geschildert wird, wir, vor Gott nur eine »Probe«, »schließlich nicht die Einzigen«, womöglich »hätten wir ihn interessiert«, doch leider: »Er hat uns verschlafen.« »Kleine Theodizee«[23] wird ein gleicherart ironisches Gedicht aus dem letzten Gedichtband »Die Geschichte der Wolken« genannt, in der Gott sich »beleidigt« von den Menschen abwendet angesichts unseres Gebaren auf Erden.

Das Gedicht »Immer kleiner werdende Unterhaltungen«[24] aus diesem letzten Gedichtband kann als Beispieltext für neue Annäherungen und bleibende Distanz fungieren:

Immer kleiner werdende Unterhaltungen

»Wohl dem, der nicht wandelt
im Rat der Gottlosen ...«
Man wechselt taktvoll das Thema.

»Der Sinn des Lebens ...«
Peinlicher Ausrutscher!

»Alle Verhältnisse gilt es umzuwerfen,
in denen der Mensch
ein erniedrigtes Wesen ist ...«
Alles gähnt, geniert sich, lacht.

Dagegen Genome nach Maß,
Unsterblichkeit auf der Festplatte –
O Wissenschaft! Ecstasy! Euthanasie!

Manchmal ist man froh,
dass manche der Ewiggestrigen
unter den Jüngeren
noch ein paar Fragen haben.

Seinem Selbstverständnis gemäß war Enzensberger schon immer ein Kritiker des jeweils vorherrschenden Zeitgeistes. In den »Nachkriegsjahren«, in den 60er und 70er Jahren hieß das für ihn, als »Linker« gegen den in seinen Augen konservativ-restaurativen Kurs der Bundesrepublik zu agitieren. Doch was bestimmt jetzt, im ersten Jahrzehnt des 21. Jahr-

hunderts »den Zeitgeist«? In der vierten Versgruppe benennt Enzensberger den »Zeit-Un-Geist«. Euphorisch heraufbeschworene Zauberwörter – deren hymnische Erhöhung durch die Ausrufezeichen und das exklamative »o« stilistisch herausgehoben werden – wie »Genome«, »Festplatte«, »Wissenschaft«, »Ecstasy« und »Euthanasie« rufen in der Postmoderne jene Werte auf, die dominieren, die »in« sind. Überhaupt, die mediengesteuerte und marktinszenierte Unterscheidung in »in« und »out« prägt nicht nur unsere Zeit, sondern auch dieses Gedicht. Die ersten drei Versgruppen rufen nämlich Stimmen und Positionen auf, die »out« sind – Stimmen, die Gott ins Spiel bringen, und Überlegungen, wie man gottgemäß leben könne; Stimmen, die nach dem Sinn des Lebens fragen; Stimmen, die den politischen Kampf für gerechte Verhältnisse einfordern. Heutige Rede von Gott, Sinn und Gerechtigkeit – nichts als Peinlichkeit, Tabubruch, Anlass zu Heiterkeit!

Die ersten vier Versgruppen versuchen, in diesen vier Skizzen den Zeitgeist der – so ja der Titel – »immer kleiner werdenden Unterhaltungen« einzufangen. Die letzte Versgruppe sprengt diesen Duktus auf, indem sie einen wertenden persönlichen Kommentar anfügt: Auf welche Seite stellt sich der Gedichtsprecher? Auf die Seite derjenigen, die die »alten Werte« zumindest als Frage im Bewusstsein halten. Auf die Seite der »Ewiggestrigen«, aber eben unter die Jüngeren! Auf die Seite derjenigen, die dem »Rat der Gottlosen« nicht folgen!

Aufschlussreich, wie Enzensberger hier die Dimension »Gott« ins Spiel bringt: Stilistisch in ironischer Brechung, denn zitiert wird in Anlehnung an den Eröffnungsvers von Psalm 1 der Ton des traditionellen Kirchenliedes in antiquierter Sprachform »wohl dem«. Und keine positive Setzung »Wohl denen, die da wandeln« wie etwa in dem gleichanlautenden Kirchenlied von Cornelius Becker und Heinrich Schütz aus dem 17. Jahrhundert. Sondern in indirekter, doppelt verneinender Schachtelstruktur: »*Nicht* wandeln im Rat der Gott*losen*«. Derart gebrochen wird dennoch deutlich, dass der Gedichtsprecher jenen sympathisch zugeneigt ist, die die Rede von Gott und seinen Ratschlägen positiv in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen, allen Verlachungen, allen Marginalisierungen, allem Zeitgeist zum Trotz.

5. Didaktische Perspektiven

Texte von Enzensberger im Religionsunterricht? Kann man sie, darf man sie »didaktisieren«? Ausgerechnet Texte von dem Autor, der 1957 in den ersten Gedichtband »Verteidigung der Wölfe« das Gedicht »Ins Lesebuch für die Oberstufe«[25] aufnahm, beginnend mit den Worten: »Lies keine Oden, mein Sohn, lies Fahrpläne:/sie sind genauer«? Vor allem jene Texte, die sich vorsichtig und doppelbödig der Transzendenz öffnen, bieten im Religionsunterricht Chancen jenseits falscher Vereinnahmung.

Ihr didaktischer Ort kann zum einen die Frage sein, wie man heute überhaupt noch von Gott, zu Gott reden kann. Zum anderen kreisen die Texte inhaltlich vor allem um die Fragen nach Schöpfung, Sinn und Ende des Lebens und Vergänglichkeit. Exemplarisch herausgegriffen: In einer Gegenüberstellung kann man etwa den Sonnengesang des *Franziskus* als herausragendes Beispiel des klassischen Schöpfungslobes neben »Empfänger unbekannt« stellen. Was unterscheidet Sprache, Gottesbeziehung, Sprechhaltung? Welcher Text spricht heutige SchülerInnen mehr an? Welchen wählen sie als Folie für ein eigenes kreatives Schreiben zur Frage nach verdanktem Leben?

Mehrfach habe ich allgemein fünf religionsdidaktische Gewinndimensionen benannt[26], die durch den Einsatz literarischer Texte im Religionsunterricht möglich werden. Überprüfen wir in knapper Benennung diese Dimensionen im Blick auf das gewählte Gedicht. Jede Dimension kann – je nach didaktischer Zielorientierung – im Unterricht besonders betont werden.

- *Textspiegelung:* Enzensbergers Gedicht fordert und ermöglicht eine kritische Rückbesinnung auf die christliche Tradition des persönlichen Dankgebets ein. Wel-

che Dankgebete haben im Raum von Kindheit, Jugend, Erwachsenenwelt Platz?

- *Sprachsensibilisierung:* Auf sprachlicher Ebene provoziert das Gedicht die Rückfragen an den sprachlich-pragmatischen Charakter der Gebetssprache: Sprechen Christen Gebete tatsächlich wie Dialogangebote? Sprechen sie Monologe in der subjektiven Gewissheit oder Hoffnung, gehört zu werden, auch wenn keine direkte Antwort auf gleicher Ebene zu erwarten ist? Oder handelt es sich bei Gebeten um hoffnungsvoll-sehnsüchtig formulierte menschliche Selbstreflexionen vor dem Horizont von Transzendenz? Mit welcher Sicherheit, welcher Sehnsucht sprechen wir von Gott und zu Gott? Gibt es eine eigene Grammatik religiöser Hoffnungssprache?
- *Erfahrungserweiterung:* Hinter der Textgestalt lässt sich die Erfahrungsebene eines begüterten, älteren, doch wohl auch männlichen Bildungsbürgers erkennen, der sein Leben reflektiert. In dieser Erfahrungswelt hat das klassische Dankgebet an einen personal verstandenen Gott – durchaus repräsentativ für breite Teile der Bevölkerung – keinen Platz mehr. Passt das in unsere eigenen, bei Verwandten, Bekannten, Kollegen, Freunden beobachtete Erfahrungswelten?
- *Wirklichkeitserschließung:* Auch wenn das klassische Dankgebet keinen Platz mehr hat, bleibt für viele Menschen sehr wohl ein Gefühl der unspezifischen Dankbarkeit für Erfahrungen von Beheimatung und gelingendem Leben. Und dieses bleibende Gefühl von Verdanktheit braucht offensichtlich Formen der Äußerung, der expliziten Benennung, der – im weitesten Sinne – spirituellen Vertiefung. Das produktiv beerbte Sprachmuster für diese Äußerung bleibt interessanterweise das christliche Dankgebet.
- *Möglichkeitsandeutung:* Schließlich lebt das Gedicht von der Spannung, eine Sprachform zu wählen, die gleichzeitig in Frage gestellt, vielleicht sogar zurückgewiesen wird. Diese ironische Gleichzeitigkeit öffnet jenen Raum der Sehnsucht, jene irrationale Hoffnung oder wenigstens nicht ausgeschlossene Möglichkeit, der Adressat sei vielleicht doch nur unbekannt, es könne ihn aber sehr wohl geben.

Enzensberger im Religionsunterricht: Hier kommt eine Sprachebene ins Spiel, die ungewohnt, provokativ, herausfordernd ist. Sie kann neue Annäherungen an Religion und die Gottesfrage eröffnen, oder – wie es in dem Gedicht »Tagesordnung«[27] von 1999 heißt – helfen zu »rätseln«, »warum Gott die Menschen niemals/in Ruhe lässt, umgekehrt auch nicht.«

Anmerkungen

1 *Alfred Andersch,* 1 (in Worten: ein) zorniger junger Mann, [1]1958, in: *Rainer Wielandt* (Hg.), Der Zorn altert, die Ironie ist unsterblich. Über Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt 1999, 13–17.

2 *Hanjo Kesting,* Gespräch mit Hans Magnus Enzensberger, [1]1979, in: *Reinhold Grimm* (Hg.), Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt 1984, 116–135, 121.

3 Vgl. *Karl-Josef Kuschel,* Gottes grausamer Spaß? Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe, Düsseldorf 2002.

4 Vgl. das rhs-Themenheft: »Brecht – ein Gegenlied«, 43 (2000), Heft 6.

5 *Kurt Oppens,* Pessimistischer Deismus. Zur Dichtung Hans Magnus Enzensbergers, in: Merkur 1963, H. 186, 786–794.

6 *Hans Magnus Enzensberger,* Landessprache. Gedichte, [1]1960, Frankfurt 1999. Alle im Folgenden genannten Gedichte hier.

7 *Jörg Lau,* Hans Magnus Enzensberger. Ein öffentliches Leben, [1]1999, Frankfurt 2001, 113.

8 Ebd., 24.

9 Ebd., 62.

10 *Hanjo Kesting,* Gespräch mit Hans Magnus Enzensberger, [1]1979 (vgl. Anm. 2), 118 f.

11 Vgl. *Georg Langenhorst,* »Veruntreut«, »versiegelt«, »geteilt«... Die Rede vom Himmel in der Literatur unserer Zeit, in: Biblisches Jahrbuch (2005), im Erscheinen.

12 *Hans Magnus Enzensberger,* Landessprache (vgl. Anm. 6), 89–99.

13 *Hans Magnus Enzensberger,* Die Geschichte der Wolken. 99 Meditationen, Frankfurt 2003, 133–135.

14 *Hans Magnus Enzensberger,* Kiosk, Frankfurt 1995, 124.

15 *Henning Ziebritzki,* Vielen Dank für mein sonderbares Gehirn. Anmerkungen zur religiösen Thematik in Hans Magnus Enzensbergers Gedichtband »Kiosk«, in: Neue Rundschau 4 (1987), 53–66, 64.

16 *Rainer Nägele*, Das Werden im Vergehen oder Das untergehende Vaterland. Zu Enzensbergers Poetik und poetischer Verfahrensweise, in: *Reinhold Grimm* (vgl. Anm. 2), 204–223, 223.
17 *Jörg Lau*, Hans Magnus Enzensberger (vgl. Anm. 7), 363 f.
18 *Hans Magnus Enzensberger*, Der Agnostiker als Theologe. Eine Erinnerung, in: Kursbuch 146 (Dezember 2001): »Vorbilder«, hg. von *Ingrid Karsunke, Tilman Spengler*, 8–10, 10.
19 *Ulrich Greiner*, Das falsche Gefühl der wahren Empfindung, in: DIE ZEIT vom 03.03.1995.
20 *Joachim Kaiser*, Ein Poet nimmt Abschied vom Ich, in: Süddeutsche Zeitung vom 16.03.1995.
21 *Hans Magnus Enzensberger*, Kiosk (vgl. Anm. 14), 128, 129, 117.
22 *Hans Magnus Enzensberger*, Leichter als Luft. Moralische Gedichte, Frankfurt 1999, 118 f.
23 *Hans Magnus Enzensberger*, Die Geschichte der Wolken. 99 Meditationen, Frankfurt 2003, 61.
24 Ebd., 62
25 *Hans Magnus Enzensberger*, Verteidigung der Wölfe, [1]1957, Frankfurt 1999, 88.
26 Vgl. etwa: *Georg Langenhorst*, Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde, München 2004, 18–25.
27 *Hans Magnus Enzensberger*, Leichter als Luft (vgl. Anm. 22), 86 f.

Seismograph

Es gehört zum Wesen des Künstlers, dass er die seine Existenz berührenden Strömungen und Phänomene seismographisch aufnimmt. Dass er ihr Walten erfasst und ihre Bedeutung früher erahnt als andere. Dass er daher auch das Bedrohliche an den Veränderungen der Natur erkennt, wenn nicht gar physisch erlebt und, bewusst oder unbewusst, mit all seinen Sinnen verarbeitet. Künstler ist nicht nur, wer sich mitteilt, sondern auch der, dem es sich mitteilt.
Wolfgang Hildesheimer, Der Künstler und die Endzeit (1986)